

Epistemologische Aspekte einer narrativen Sozialwissenschaft

Vaassen, Bernd

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Vaassen, B. (1994). Epistemologische Aspekte einer narrativen Sozialwissenschaft. *Journal für Psychologie*, 2(4), 16-24. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-22549>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Epistemologische Aspekte einer narrativen Sozialwissenschaft

Bernd Vaassen

Zusammenfassung: In neuerer Zeit bilden sich zur Idee der Narrativität menschlichen Denkens und Handelns in den Sozialwissenschaften zwei unterschiedliche Grundpositionen heraus. In der üblichen *modernen* Sicht wird Narrativität als eine textuelle Symbolisierung von Wirklichkeit verstanden. Sie läßt sich wissenschaftlicher Analyse unterwerfen, die nicht-narratives Wissen hervorbringt. Die traditionelle Unterscheidung in alltägliches und (höherwertiges) wissenschaftliches Wissen mit ihren erkenntnistheoretischen Problemen bleibt im Kern erhalten. Die *postmoderne* Perspektive begreift jegliches Wissen – also auch ihr eigenes – als fundamental und unhintergebar. Für eine postmodern orientierte, narrative Sozialwissenschaft wird hier eine alternative, sprachlich-kulturell basierte Epistemologie vorgeschlagen und in einigen Grundzügen entwickelt. Der parallele Wandel vom kritisch-analytischen zum de-konstruierenden Denken verändert ihren Fokus und das Bewußtsein ihrer Möglichkeiten. Abschließend werden in Umrissen einige postmodern orientierte Projekte vorgestellt.

Der Begriff der Narrativität hat in den Sozialwissenschaften Konjunktur, wie der kontinuierlich anschwellende Strom der Publikationen erkennen läßt. Angeregt von der Sozialphilosophie (z. B. Polkinghorne 1988), den Kommunikationswissenschaften (z. B. Fisher 1985; 1987) und der Sozialen Semiotik (z. B. Hodge & Kress 1988), aufgenommen von einer narrativ inspirierten Psychologie (vgl. Gergen & Gergen 1983; 1986; Sarbin 1986), beflügelt vom postmodernen Denken im Anschluß an Lyotard (1986) entwickelt sich Narrativität zu einer eigenständigen Perspektive in der sozialwissenschaftlichen Diskussion.

Sarbin (1986, 8) schlug als Grundlage für eine neue Psychologie sein *narratory principle* vor: „that human beings think, perceive, imagine and make moral choices according to narrative structures.“ Sarbin versteht Narrativität als das Fundament menschlichen Denkens und Handelns. Dieser Gedanke enthält zwei wichtige Implikationen. Zum einen bedeutet er eine Absage an elementaristische Vorstellungen: daß der Mensch als Individuum die Wirklichkeit erkennt, indem er sie in ihren immer spezifischeren Einzelaspekten analysiert. Narratives Denken findet stets in einer Bedeutungsstruktur statt, die nicht zerlegbar ist, ohne daß sich Sinn und Bedeutung auflösen. Zum zweiten finden Geschichten ihren Ausdruck stets in der Sprache. Die Grenzen unserer Sprache sind in gewisser Weise auch die Grenzen unserer Welt (Wittgenstein 1977). Sprache ist aber stets Produkt

und Besitz einer Gemeinschaft; die Vorstellung einer individuellen Privatsprache ist sinnlos. Der Gedanke der Narrativität bindet den Menschen in seinem Denken und Handeln auf einer fundamentalen Ebene an die Gemeinschaft zurück (vgl. Vaassen 1994).

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Narrationen ist natürlich keineswegs neu. Sie war bislang eine Domäne der sog. Textwissenschaften, deren zentrales Problem es ist, festzustellen, was ein Text bedeutet. In der Regel wird davon ausgegangen, daß eine Beziehung zwischen der symbolischen Ebene des narrativen Textes und der Wirklichkeit besteht. Die Textbedeutung besteht in diesem Rahmen darin, daß der Text einen Wirklichkeitsausschnitt symbolisch repräsentiert, wie auch immer Ausbildung und Beeinflussung dieser Repräsentation im speziellen Falle gedacht werden (vgl. Hejl 1991, 101). Auch in sozialwissenschaftlichen Konzeptionen wird Narrativität häufig in diesem symbolischen Sinne verwendet: Narrative Wissensstrukturen, die spezifische Wirklichkeitsausschnitte symbolisch repräsentieren, werden zum Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung gemacht. So stellt z. B. die narrativ orientierte Kommunikationswissenschaft die Frage nach der Funktion von Narrationen zur Gestaltung und Erhaltung sozialer Einheiten: Welche Funktion besitzen bestimmte Typen von Narrationen bei der Konstitution sozialer Realitäten, wobei insbesondere die Frage nach der sozialen Kontrolle bzw. Macht häufig im Mit-

telpunkt steht (vgl. Mumby 1993)? So argumentieren z. B. Langellier & Peterson (1993), daß die soziale Einheit Familie keine naturhaft gegebene Einheit darstelle, sondern – zumindest teilweise – durch die erzählten und gelebten narrativen Strukturen ihrer Mitglieder erst konstruiert wird. Witten (1993) zeigt anhand organisationaler Geschichten deren Funktion zur permanenten Reproduktion einer Kultur der Gehorsamsbereitschaft auf. Narrative Strukturen dienen als Orientierungs- und Handlungsmuster dem Zweck, die Aufrechterhaltung von Gemeinschaft und ihrer sozialen Strukturen abzusichern.

Die Rolle der Wissenschaft bleibt in all diesen Ansätzen konservativ. So hält z. B. Straub (1993, 15) für die Biographieforschung fest, daß „für eine empirische Wissenschaft das Erzählen als kommunikative Praxis ebenso bedeutsam (ist), wie eine theoretisch-methodologische Durchdringung.“ Neben dem narrativen Wissen wird also noch eine zweite, höherwertige Wissensform unterstellt, mittels welcher sich allgemeingültige (nicht-narrative) Aussagen über narrative Strukturen formulieren lassen. Die Geschichten werden als Forschungsgegenstand betrachtet, den es mittels wissenschaftlicher Methoden zu erklären gilt. Die traditionelle Differenzierung in methodisch gewonnenes und geprüftes wissenschaftliches Wissen und (demgegenüber minderwertiges) narratives Alltagswissen entspricht szientistischer Tradition. Beschränkte sich die narrative Psychologie bzw. eine narrative Sozialwissenschaft auf dieses Gegenstandsverständnis, so ließe sie sich wohl als anregendes neues Forschungsprogramm in die Reihe anderer normalwissenschaftlicher Programme einreihen. Fishers (1985) Vision eines narrativen Paradigmas wäre aber auf diesem Hintergrund kaum näherzukommen.

Sarbin (1986) war bereits bestrebt, diesen Dualismus zweier unterschiedlicher Wissensbegriffe zu vermeiden. Mit Rekurs auf Gergens (1973) vieldiskutierte These, sozialpsychologische Theorien seien weitgehend nur in der Lage, historisch relative Regelmäßigkeiten abzubilden, argumentiert er, daß Narrativität als fundamentales organisierendes Prinzip nicht nur menschliches Denken und Handeln bestimme, sondern – bis auf wenige Ausnahmen – auch das Fundament der Psychologie als Wissenschaft.

Gergen (1982, 79) hatte bereits eindrücklich aufgezeigt, daß jegliche Sozialwissenschaft – und mit Groeben & Westmeyer (1975, 22) läßt sich auch die Psychologie als eine (empirische) Sozialwissenschaft verstehen – essentiell nonobjektiv und nonempirisch ist, weil sie ausschließlich auf sprachliche Konventionen Bezug nimmt: „Theoretical constructions are linguistic performances“; das Hauptprodukt sozialwissenschaftlicher Forschung ist Sprache. Wenn menschliches Denken *grundsätzlich* narrativen Strukturen folgt, so muß dies natürlich auch für das Denken des Wissenschaftlers und für das Produkt wissenschaftlicher Arbeit gelten. Howard (1991, 187) baut diesen Grundgedanken zu der These aus, daß jede Wissenschaft, einschließlich der Formalwissenschaften, „represents a case of meaning construction through storytelling.“ Wissenschaft sei letztlich eine spezifische Form des Geschichten-Erzählens neben anderen, wobei spezifische Regeln zu beachten seien, damit ein Text nach unseren allgemein gültigen Maßstäben als wissenschaftlich akzeptiert werde.

Die Positionen Gergens (1982), Sarbins (1986) und Howards (1991) vermeiden zwar das implizite Postulat unterschiedlicher Wissensformen und -qualitäten, allerdings um den Preis einer fundamentalen Herausforderung der epistemologischen Grundlagen der traditionellen Wissenschaft. Der Kontextualismus, auf den Sarbin verweist, sowie Gergens Entwurf eines Sozio-Rationalismus stellen aus verschiedenen Gründen keinen überzeugenden Gegenentwurf dar. Denn die Implikationen einer fundamental narrativ verstandenen Sozialwissenschaft sind radikal: Im Zuge der Selbstanwendung ihrer Thesen müßte sie auch ihre eigene Wissensbasis als narrativ fundiert akzeptieren, ohne auf eine unabhängig von uns existierende, vor jeder Erkenntnis bereits so gegebene Wirklichkeit Bezug nehmen zu können. Dieses Prinzip durchbricht Sarbin bereits im Untertitel seines Buches *Narrative Psychology: The Storied Nature of Human Conduct*. Ist menschliches Denken *naturhaft* narrativ? Und wenn ja, wie ließe sich *dieser* Wissensanspruch begründen, da doch *jegliches* menschliche Wissen narrativ ist? Das Postulat einer fundamentalen Narrativität menschlichen Wissens wirft unabweisbar die Frage nach ihren epistemolo-

gischen Fundamenten auf, wollen wir nicht Gefahr laufen, implizit doch wieder objektives wissenschaftliches Wissen zu reklamieren. Diesen Fragen muß sich eine narrative Sozialwissenschaft stellen, will sie paradigmatischen Anspruch stellen.

Grundlinien einer narrativen Epistemologie

Der *Mainstream* sozialwissenschaftlicher Forschung gründet sich heute noch in jenen Erkenntnischemata, die den Wissenschaften seit Beginn der Neuzeit zugrundeliegen (vgl. Böhler 1985, 77 ff.): Erstens wird Erkenntnis als ein sprach- und gesellschaftsunabhängiges Vermögen des individuellen Bewußtseins, eines *solus ipse*, verstanden. Es wird zweitens eine Wirklichkeit postuliert, die vor und völlig unabhängig von jeder Erkenntnis in ihrem So-Sein bereits existiert und so die positive Basis der Erkenntnis bildet. Die Frage nach der Wirklichkeit wird stets als die Frage nach einem Objekt gestellt. Dieser Grundkonstellation entspricht die epistemologische Auffassung, daß die Tatsachen der erkenntnisunabhängigen Wirklichkeit ausschließlich in einer Subjekt-Objekt-Beziehung als Objekte einer Kausalerklärung gemäß universaler Gesetzhypothesen zugänglich sind. Objektives Wissen liegt dann vor, wenn die Wirklichkeit, so wie sie ist, im Bewußtsein abgebildet wird. Damit ist auch das Ziel von Wissenschaft umrissen: Sie richtet sich darauf, das Wesen von Naturerscheinungen aufzudecken und die weißen Flecken auf der Landkarte unseres Wissens zu identifizieren und zu tilgen.

Skeptiker bestreiten diese Position bereits seit langem. Aber erst in der vergangenen Dekade haben sich die vordem eher latenten Zweifel insbesondere unter dem Einfluß philosophisch-epistemologischer (vgl. Rorty 1981), sozial-konstruktivistischer (Gergen 1985; 1992) und neurobiologischer (vgl. Maturana & Varela 1987) bzw. radikal-konstruktivistischer Argumentationen (v. Glasersfeld 1984; 1985; Watzlawick 1984) zu einer veritablen Krise der Repräsentation (Jameson 1984, VIII) verstärkt. Der Rückzug auf eine individual- bzw. radikal-konstruktivistische Erkenntnisposition unter Aufgabe des Objek-

tivitätspostulates stellt keine überzeugende Alternative dar, denn er verabsolutiert das bewußtseinsphilosophische Erkenntnischema und vermag dem Verdacht eines inhärenten Solipsismus kaum überzeugend entgegenzutreten (vgl. Vaassen 1994).

Bislang wurde aber ein Aspekt nicht problematisiert, der fundamental neue Gesichtspunkte für das Verständnis von Wissen und Wirklichkeit aufzeigen kann: die Sprache (vgl. z. B. Goolishian 1991). Die traditionelle Erkenntnistheorie, aber auch der radikale Konstruktivismus, unterstellen der Sprache Abbildungsqualität. Sprachliche Ausdrücke spiegeln die Gegebenheiten der Wirklichkeit bzw. die subjektiv gemeinten, individuellen, sprachunabhängigen Bedeutungen eines Sprechenden wider (vgl. Grace 1987). So gesehen erweist sich die Sprache als epistemologisch unproblematisch. Nun läßt sich aber mit einigem Recht die Frage stellen, ob wir außerhalb der Sprache überhaupt etwas wissen können (vgl. Israel 1990). Es verdichten sich die Hinweise, daß ein reflexives Bewußtsein an das Vorhandensein einer Sprache gebunden ist, d. h., um überhaupt etwas über die Welt wissen zu können, müssen wir die Sprache in ihren Grundzügen beherrschen. Wenn wir über etwas überhaupt nichts aussagen können, dann haben wir auch keinerlei Wissen darüber – es wäre nicht einmal als Etwas identifizierbar. Eine Sprache aber ist stets gemeinsamer Besitz einer Gemeinschaft und kann in ihrem Ursprung nicht auf ein individuelles Bewußtsein zurückgeführt werden. Sich in einer Sprache auszudrücken, bedeutet Teilhabe am Wissen und an der Kultur einer menschlichen Gemeinschaft.

Die traditionelle Sprachwissenschaft betrachtet sprachliche Ausdrücke als Zeichen, die auf Außersprachliches verweisen. Sprachzeichen kommt eine feste Bedeutung zu, die ihnen aus der abstrakten Wahrheitsbeziehung zur externalen Wirklichkeit erwächst. In der Sprache liegen die Charakteristika der Welt bereits beschrieben vor. Es kommt nur darauf an, die richtigen Ausdrücke zu finden.

Der postulierte Bezug der Sprachzeichen auf eine außersprachliche Wirklichkeit wurde bereits früh von dem Sprachforscher de Saussure (1967) in Frage gestellt. Nach de Saussure gewinnt das Sprachzeichen Bedeutung nicht durch inhärente Qualitäten, sondern

durch jene Differenzen, die es von anderen Zeichen unterscheiden. Die Betrachtung der Sprache als eine systemische Struktur (Strukturalismus) erwies sich zweifellos als ein wichtigerer Schritt; die Frage der Dynamik einer Sprache blieb aber weitgehend ungelöst. An dieser Problematik setzt der französische Poststrukturalismus, insbesondere Jacques Derrida, einer seiner prominentesten Vertreter, an. Auch Derrida (1976; 1986) betrachtet sprachliche Bedeutung fundamental differentiell, d. h. als ein System von Unterscheidungsbeziehungen ohne bestimmbare materielle Referenz. Dieses System weist allerdings keine stabilen, internen Relationen mehr auf, sondern gewinnt den Charakter einer unaufhörlichen, nicht mehr in den Bezügen einer festen Struktur verortbaren Bewegung. In einer sehr komplexen Argumentation hebt Derrida den Gedanken eines fixen Ursprungs, und damit von Subjektivität und Objektivität, von Unmittelbarkeit und Präsenz, von der Selbstpräsenz des Bewusstseins usw., auf. Bedeutung stellt nun eine grundlegende Bewegung permanenten Verweisens dar, die keine festen Fundamente mehr findet. Auf diese Weise entsteht ein Gewebe, ein Text, der nur aus der Transformation anderer Texte hervorgeht. Es gibt nichts außerhalb des Textes; Wirklichkeit erscheint als ein Text in Transformation, ohne Autor und ohne inhärente, bestimmbare Bedeutung (vgl. Kimmerle 1988).

Derridas Ansatz betont die Krise, die Auflösung, die radikale Unbestimmtheit und Unbestimmbarkeit jeglicher Bedeutung. Wenn auch Bedeutung nirgendwo mehr festzumachen ist, so leben wir doch jeden Augenblick unseres bewußten Daseins in einer (für uns) bedeutungsvollen Wirklichkeit. Ich postuliere hier einen grundlegenden epistemologischen Prozeß, in dem die konstruktiven Kräfte der Einheit, Identität und Unmittelbarkeit in einem (differentiellen) Spannungsverhältnis zu den de-konstruktiven Kräften der Entgrenzung und Zerstreuung stehen. Da dieser Prozeß uns selbst in unserem Denken und Handeln einschließt, unterliegt er nicht unserer intentionalen Verfügung. Wirklichkeit, wie wir sie erleben, erscheint als ein kulturelles Phänomen, als sprachlich-kulturelle Gestalt(ung) einer epistemischen Gemeinschaft, die sich weder auf eine externale Realität noch auf ein intentionales Subjekt als Autor zurückführen läßt.

Eine spezifische, sprachlich-kulturelle Weise der Organisation und Präsentation von Wirklichkeit (als Text) läßt sich als Narration verstehen. Narrationen naturalisieren und stabilisieren eine (kulturelle) Realität (vgl. Hodge & Kress 1988, 230), indem sie als „Muster in der Zeit“ (Bateson 1979) differentiell abgegrenzte Einheiten gestalten. Sie unterscheiden in der Zeit, indem sie Ereignisse temporal gegeneinander abgrenzen und sequentiell anordnen. Sie stellen so eine zeitliche Gestalt her. Sie differenzieren räumlich, indem sie durch Ein- und Abgrenzen bestimmen, was zur (narrativen) Sequenz gehört und was nicht, und stellen so eine räumliche Gestalt her. Diese Gestalt gewinnt aber keine Bedeutung per se, sondern ist stets differentiell ihrem Ausgeschlossenen, Ausgegrenzten, Abgewerteten verbunden. Im Differenzieren *entsteht* die (narrativ fundierte) Wirklichkeit als etwas Kohärentes, Kontinuierliches, Organisiertes, Gerichtetes – als etwas Sinnvolles. Gleichzeitig *entsteht* ihre eigene Negation, ihre Gegenontologie, ihre Gegenwerte als Bedrohung und als Quelle ihrer Destruktion. In diesem Spannungsverhältnis von Konventionalisierung und De-Konventionalisierung (von Bedeutungen) entwickelt sich menschliche Wirklichkeit fort, stets noch im Entstehen begriffen, niemals vollständig greifbar.

Narrationen, die Geschichten unserer Kultur, sind nicht Geschichten über etwas. Sie verweisen nicht auf eine andere Wirklichkeit; ein Ursprung läßt sich nirgendwo mehr festmachen. Wo wir auch gedanklich ansetzen, wir finden stets nur Narrationen, die sich auf Narrationen berufen, die sich auf Narrationen berufen – ein unhintergebares Gewebe sprachlich-kultureller Bedeutungen, das unsere gelebte und erlebte Wirklichkeit ausmacht. Geschichten bestimmen, „was in der Kultur das Recht hat, gesagt und gemacht zu werden, und da sie selbst einen Teil von ihr ausmachen, werden sie eben dadurch legitimiert“ (Lyotard 1986, 75). Denn Geschichten reklamieren ihre eigene Verbindlichkeit ausschließlich durch Verweis auf andere Geschichten. Die Wirklichkeit, in der wir leben, ist jener gemeinsame Bestand an Narrationen, der uns als epistemische Gemeinschaft kennzeichnet.

Der Fokus einer narrativ fundierten Sozialwissenschaft

Eine narrative Sozialwissenschaft, die konsequent auch ihr eigenes Wissen als narrativ begreift, löst sich von ihrem szientistischen Erbe. Narrativität wird zur epistemologischen Leitvorstellung eines „postmodern turn in social theory“ (Cooperrider & Srivastva 1990). Welches Verständnis von Wissenschaft ist nun denkbar, wenn wissenschaftliches Wissen keinerlei Anspruch mehr auf absolute Gültigkeit, ja nicht einmal mehr auf eine irgendwie geartete qualitative Überlegenheit zu begründen vermag?

Zunächst ist sich eine narrative Sozialwissenschaft bewußt, daß sie positives Wissen jenseits der allumfassenden Narrativität menschlicher Wirklichkeit nicht zu erreichen vermag. Eine Wissenschaft, die ihr Wissen als objektiv und wahr deklariert, redet einem problematischen Kulturzentrismus das Wort. Wissenschaft ist eine Form neben anderen, die Geschichten einer Kultur zu erzählen und zu entwickeln. Wirklichkeit, Wissen, Kultur usw. lassen sich zwar nicht von außen analysieren. Aber wir sind in der Lage, sozusagen von innen (mittels der Begriffe gegen die Begriffe) gegen die fundamentalen differentiellen Bezüge und ihre wertende Hierarchisierung anzudenken. Culler (1988, 171) beschreibt diese Strategie de-konstruktivistischer Reflexion: „Selbst wenn wir den zu kritisierenden und zu bewertenden Rahmen im Prinzip nicht verlassen können, führt die Praxis der Selbstreflexion, der Versuch, die eigene Praxis zu theoretisieren, zu Veränderungen ... in den Annahmen, Institutionen und Praktiken.“ Eine wesentliche Aufgabe des narrativ orientierten Wissenschaftlers könnte nun darin bestehen, gegen die Konventionalisierung anzudenken und die normative Inanspruchnahme des So-Seins durch Konvention und Konsens als Resultat eines Ausschließungsprozesses einsichtig zu machen; er könnte auf das Ausgrenzen, Abspalten, Abwerten in den konventionalisierten Narrationen aufmerksam machen, ohne seinerseits das So-Sein einer Gegenontologie zu postulieren. Die de-konstruierende Hinterfragung und Zerstreuung von Bedeutungen schafft Raum für die Konventionalisierung neuer, anderer Bedeutungen. Welche Bedeutungen

sich dann schließlich einstellen, ist allerdings nicht vorhersagbar. Dennoch redet eine Epistemologie der Narrativität nicht der uneingeschränkten Beliebigkeit und Zufälligkeit eines *anything goes* das Wort. Die notwendige Referenz der Narrationen auf andere kulturelle Narrationen, als deren Transformation sie entstehen, schränkt den Raum möglicher Verweisungen entscheidend ein. Menschliche Wirklichkeit ist zwar unvorhersagbar, aber nicht beliebig.

Wenn wir zugrundelegen, daß Geschichten stets auf andere Geschichten verweisen und sie transformieren, auf welche sozialwissenschaftlichen Narrationen verweist nun die hier in ihren Grundgedanken skizzierte narrative Epistemologie? Als Reaktion auf die vielfältig beschworenen Krisen in der Psychologie existieren eine Reihe alternativer Forschungsprogramme, die zwar vielfältige heterogene Positionen vertreten, sich in der Ablehnung der Subjekt-Objekt Perspektive als erkenntnistheoretisches Fundament aber weitgehend einig sind. Die Idee wachsender Multiplizität und Heterogenität der Geschichten, Ideen und Beziehungen verweist auf die jüngste Weiterentwicklung (1991) von Gergens Variante eines Sozialen Konstruktivismus (1982; 1985). Indem ein Objektbezug unserer sprachlichen Begriffe nicht mehr argumentiert werden kann, öffnet sich die Sozialwissenschaft einer irreduziblen Vielfalt sprachlich-kultureller Betrachtungsweisen. Der Gedanke der Unbegründbarkeit eines Überlegenheitsanspruchs spezifischer Wirklichkeits-, Wissens- und Wahrheitsauffassungen wird auch von der neueren kulturvergleichenden Forschung vertreten (z. B. Geertz 1979; LeVine 1984; Shweder 1991). Der kulturelle common sense – so eine zentrale These – lasse sich weder rational begründen, induktiv oder deduktiv ableiten noch als irrational (ab)qualifizieren. Es könne im Grunde nur noch die Unterschiedlichkeit von kulturellen Wirklichkeiten festgestellt werden, nicht mehr aber die Überlegenheit einer über die andere hinsichtlich Wissen und Wahrheit. Damit rückt die Vorstellung einer epistemischen Gemeinschaft in das Zentrum. Der Gedanke der Verbunden- und Bezogenheit ist eine zentrale These in der neueren feministischen Wissenschaftsauffassung (Gilligan 1988; Harding 1990).

Der narrativen Epistemologie könnte somit eine gewisse Integrationsfunktion zum einen im Hinblick auf die verschiedenen disziplinären Forschungsprogramme, zum anderen aber auch bezüglich der breiter geführten Postmoderne-Diskussion zukommen. Die Ablehnung von Erklärbarkeit und Prognose, der Gedanke von Transformation und Wandel, von Differentialität ohne Ursprung kennzeichnet die narrative Epistemologie als fest verankert im postmodernen Denken. Narrative Epistemologie und Postmoderne verstehen sich als emanzipatorisch: als Abkehr vom Streben nach der einen, alles beherrschenden Wahrheit, nach Vollendung, hin zu einer Philosophie der Möglichkeiten, der Akzeptanz einer irreduziblen Vielfalt menschlicher Formen des Seins. Der Sprache kommt der Primat zu vor der Welt, der Narration vor dem wissenschaftlich gesicherten Wissen, der Bewegung des Wandels vor der Kontinuität und Stabilität, der Metapher vor dem Wörtlich-Referentiellen, der Verbunden- und Bezogenheit vor der Identität. Narratives Denken emanzipiert in gewissem Sinne von den Ansprüchen und Verheißungen der traditionellen Wissenschaften, die ihrerseits mit emanzipatorischem Anspruch, der Befreiung von Tradition und Aberglaube, angetreten waren. In diesem Sinne spricht Lyotard (1986, 87 f.) von der „Rückkehr des Narrativen in das Nicht-Narrative“: „Das wissenschaftliche Wissen kann weder wissen noch wissen machen, daß es das wahre Wissen ist, ohne auf das andere Wissen – die Erzählung – zurückzugreifen, das ihm das Nicht-Wissen ist; andernfalls ist es gezwungen, sich selbst vorzusetzen, und verfällt so in das, was es verwirft, die *Petitio principii*, das Vorurteil. Aber verfällt es ihm nicht auch, indem es sich durch die Erzählung autorisieren läßt?“

Projekte narrativer Psychologie

Narratives Denken hat in der Psychologie in der vergangenen Dekade einen starken Aufschwung erfahren. Den Großteil machen aber Forschungen aus, die sich auf den Einsatz narrativer Erhebungsverfahren konzentrieren, ohne die entsprechende Epistemologie miteinzubeziehen. Als ein zentrales Thema einer narrativen Psychologie hat sich die Identitäts-

forschung herauskristallisiert. Die traditionelle, sozialpsychologische Konzeption, die Identität als einen (entitativ) inneren Zustand/Prozeß der Balance zwischen Innenperspektive und wahrgenommener Außenperspektive begreift (Frey & Hausser 1987), hat sich einerseits als in sich widersprüchlich (Gergen 1987) und epistemologisch fragwürdig, andererseits aber auch als empirisch immer weniger lebbar (Keupp 1988) erwiesen. Die geforderte Abkehr von einem Identitätsverständnis als abgegrenzte, zentrierte und einzigartige Wesenheit (Sampson 1989) wird durch ein narratives Verständnis der Bezo-genheit und Verwobenheit der Person in gemeinschaftliche Geschichten ermöglicht. Mair (1988, 127) formuliert eine Grundposition narrativer Identitätspsychologie so:

„Stories are habitations. We live in and through stories. They conjure worlds. We do not know the world other than as story world. Stories inform life. They hold us together and keep us apart. We inhabit the great stories of our culture. We live through stories. We are *lived* by the stories of our race and place. It is this enveloping and constituting function of stories that is especially important to sense more fully. We are, each of us, locations where the stories of our place and time become partially tellable.“

Es sind diese gemeinsamen Geschichten, die unser Selbst-Wissen ausfüllen und unser Handeln bestimmen (McAdams 1985; Polkinghorne 1988). Aber nicht das Individuum ist der Autor seiner Geschichte. Geschichten sind stets Produkte einer epistemischen Gemeinschaft, die sie selbst und ihre Mitglieder einschließen. Wir leben unsere Geschichten und werden von ihnen gelebt (Howard 1991). Die narrative Perspektive von Identität wendet den Blick vom Individuellen und Entitativen hin zum Gemeinschaftlichen und Gestalteten/Konstruierten.

Ein narratives Verständnis von Identität eröffnet einen anderen Zugang zu der aktuellen Debatte um Identitätskrise und Psycho-boom. Im anbrechenden Zeitalter der Postmoderne befindet sich das ehemals relativ homogene narrative Geflecht kultureller Gemeinschaften zunehmend in Auflösung. Die Vervielfältigung von Perspektiven, ausgelöst durch die wachsenden kultur- und ideologie-übergreifenden Kontakte, führt zur Entgrenzung und Auflösung verbindlicher kultureller Narrationen und der auf ihnen beruhenden

Vorstellungen von Sein und Nicht-Sein, von sinnvoll und sinnlos, von wertvoll und wertlos (vgl. Gergen 1991). Da Menschen mit ihrer Identität in diese kulturellen Narrationen verwoben sind, führt die Kakophonie der Stimmen dazu, daß die persönliche Lebensgeschichte immer weniger als Ausdruck *einer* sich entfaltenden, kohärenten und konsistenten Geschichte begreifbar ist. Das immer drängendere Bestreben, der wahren eigenen Identität doch noch habhaft zu werden, führt stets nur zu neuen Möglichkeiten des Seins. Die Suche nach der Identität verhindert so aktiv das Finden. Die Pastiche-Personality (Gergen 1991) hat hingegen aus der nicht mehr erfahrbaren Identität eine Lebensform gemacht, die nur deshalb karikaturhaft wirkt, weil wir hartnäckig an einer Welt der Entitäten festhalten.

Während die Diskussion um ein narratives Verständnis von Identität und Selbst, soweit ich sehe, noch stark theoretisch geprägt ist, hat die Vorstellung von Identität in (gemeinschaftlichen) Geschichten im Therapiebereich bereits ein Überdenken traditioneller Konzepte angeregt.

Spence (1982; vgl. auch 1986) untersuchte in einer vielbeachteten Arbeit die Praktiken der Psychoanalyse aus narrativer Sicht. Er vertritt die These, daß die historische Wahrheit frühkindlicher, traumatisierender Ereignisse kaum belegbar ist. In der Therapie treten Analytiker und Patient vielmehr in einen gemeinschaftlichen Prozeß der Konstruktion einer narrativen Wahrheit ein, indem sie gemeinsam versuchen, die ursprüngliche, widersprüchliche und inkonsistente Selbst-Narration des Patienten durch eine stimmigere zu ersetzen (vgl. z.B. die verschiedenen Verlaufsformen von Selbst-Narrationen in Gergen & Gergen 1986). Kriterium für die Beurteilung dieser Geschichten ist einzig ihre Überzeugungskraft im Sinne von Plausibilität, Kohärenz und Kontinuität im Rahmen der bisherigen Lebensgeschichte (vgl. Ahlers 1994). „Such an interpretation is a far cry from the search for unconscious forces in a reified psyche“ (Sarbin 1986).

Die narrative Perspektive wird insbesondere in der systemischen Therapie heute von einer Reihe von Therapeuten vertreten (z.B. Hildenbrand 1990; Slutzki 1992; vgl. auch die lösungsorientierte Kurztherapie von Mil-

ler & de Shazer 1991). Die epistemologisch reinste und damit auch radikalste Position vertreten Anderson und Goolishian (1990; 1992; vgl. auch Goolishian 1991). Sie fassen menschliche Systeme als ausschließlich sprachlich-narrativ konstituiert auf; Menschen verstehen sie „als ein in Fluß befindliches Netz von zusammenwirkenden Ideen und entsprechenden Handlungen“ (Anderson & Goolishian 1990, 240). Die Autoren lösen sich von der Vorstellung, Probleme befänden sich *in* Familien, sondern gehen davon aus, sie bestünden „im zwischenmenschlichen Geist aller jener, die in aktivem Austausch stehen und als solche in ständiger Veränderung begriffen sind“ (1990, 225). Der Therapeut ist nicht mehr Experte, sondern tritt mit einer Position des Nicht-Wissens in den narrativen Fluß ein. Für Lynn Hoffman ist mit dieser narrativen Umorientierung die Zeit des kybernetischen Paradigmas in der Familientherapie abgelaufen (1991, 223). Sie schlägt vor, einen postmodernen interpretativen Rahmen zu entwickeln, der andere Metaphern als die bisher verwendeten biologischen und mechanischen anbietet.

Eine Entwicklung hin zu einem narrativen Paradigma läßt sich auch in der Organisationskulturdebatte ausmachen, *der* betriebswirtschaftlichen Modethematik der 80er Jahre, in deren Mittelpunkt die Betrachtung organisationaler Geschichten, Mythen, Fabeln, Legenden usw. steht (vgl. z.B. Smircich 1983; Schein 1985; Neuberger & Kompa 1987). Die ursprünglich sehr fruchtbare Diskussion hat sich, soweit ich sehe, derzeit an der epistemologischen Problematik festgelaufen: Einerseits widersetzt sich das Phänomen Organisationskultur weitgehend einer ausschließlich variabeltheoretischen Konzeptionalisierung und der entsprechenden Instrumentalisierung, andererseits genügt eine narrative Perspektive dem betriebswirtschaftlichen Gestaltungsanspruch nicht in zureichendem Maße. Nachdem nun aber die Karawane der Instrumentalisten zum Thema *Lean Management* weitergezogen ist, öffnet sich die Diskussion. Thematiken wie *organizational lore* (metaphorisch übertragen aus dem Begriff folk-lore; z.B. Neuhauser 1993) oder *corporate epistemology* (v. Krogh et al. 1994) bieten gute Ansatzpunkte für ein narrativ-kulturelles Verständnis von Organisation.

Narrativität kann also auf zwei Ebenen angesprochen werden: Auf einer theoretischen Ebene läßt sie sich als eine textuelle Beschreibung und Symbolisierung von Wirklichkeit verstehen. In diesem Falle läßt sie sich wissenschaftlicher Analyse unterwerfen, die nicht-narratives Wissen hervorbringt. Sprechen wir hingegen Narrativität in ihrem epistemologischen Gehalt an, setzen wir uns auf einer meta-theoretischen Ebene mit ihr auseinander. Wir zielen darauf, die fundamentalen Erkenntnischemata der traditionellen Wissenschaftsphilosophie außer Kraft zu setzen und mögliche Konturen einer postmodern orientierten Wissenschaftsauffassung sichtbar werden zu lassen. Im ersten Falle reklamiert die narrative Perspektive neues Wissen, das einer wie immer gearteten kritischen Überprüfung zu unterziehen ist. Im zweiten Falle stellt sie selbst eine Geschichte dar, eine Ge-

schichte über Geschichten, unvollständig, vorläufig, im besten Falle eine Anregung zu einer kritischen Auseinandersetzung. Wie sie sich angemessen in forschungsmethodische Ansätze oder therapeutische Interventionsverfahren umsetzen läßt, ist noch nicht befriedigend geklärt – wobei sich die Frage, ob es überhaupt eine narrativ-konstruktivistische Methodik geben kann, unabweisbar aufdrängt (vgl. Gergen 1985). Die narrative Perspektive eröffnet Wissenschaftlern und Praktikern eher ein alternatives Verständnis von (Selbst-) Wissen, Wirklichkeit und Individualität, welches die fundamentale Relationalität, die Verbundenheit und Bezogenheit des Denken und Handelns zum Kern hat. Sie berührt damit Grundfragen unseres Menschenbildes mit Auswirkungen auf unsere gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Überzeugungen.

Literatur

- Ahlers, Corinna (1994): Möglichkeiten und Grenzen narrativer Hermeneutik: Darstellung einer Kontroverse. *Zeitschrift für systemische Therapie* 2, 97-105
- Anderson, Harlene & Goolishian, Harold (1990): Menschliche Systeme als sprachliche Systeme. *Familiendynamik* 3, 212-243
- dies. (1992): Der Klient ist Experte: Ein therapeutischer Ansatz des Nicht-Wissens. *Zeitschrift für systemische Therapie* 3, 176-89
- Bateson, Gregory (1979): Geist und Natur – eine notwendige Einheit. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Böhler, Dietrich (1985): Rekonstruktive Pragmatik. Von der Bewußtseinsphilosophie zur Kommunikationsreflexion: Neubegründung der praktischen Wissenschaften und Philosophie. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Cooperrider, David L. & Srivastva, Suresh (1990): The Constructive Task of Organizational Theory: An Exploration into Relational Knowledge. Paper presented at the Conference on Social-Organizational Theory: From Methodological Individualism to Relational Formulations, Hochschule St. Gallen, 8.-10. August 1990
- Culler, Jonathan D. (1988): Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie. Reinbek: Rowohlt
- Derrida, Jacques (1976): Die Schrift und die Differenz. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- ders. (1986): Positionen. Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpetta, hg. von P. Engelmann. Graz, Wien: Böhlau Nachf.
- Fisher, Walter R. (1985): The Narrative Paradigm: An Elaboration. *Communication Monographs* 52, 347-367
- ders. (1987): Human Communication as Narration: Toward a Philosophy of Reason, Value and Action. Columbia: University of South Carolina Press
- Frey, Hans-Peter & Hauser, Karl (1987): Entwicklungslinien sozialwissenschaftlicher Identitätsforschung. In: dies. (Hg.), *Identität: Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung*, 3-26. Stuttgart: Enke
- Geertz, Clifford (1979): From the Native's Point of View: On the Nature of Anthropological Understanding. In: Rabinow, P. & Sullivan, W. M. (eds.), *Interpretive Social Science*, 225-241. Berkeley: University of California Press
- Gergen, Kenneth J. (1973): Social Psychology as History. *Journal of Personality and Social Psychology* 26, 309-320
- ders. (1982): *Toward Transformation in Social Knowledge*. New York u. a.: Springer
- ders. (1985): The Social Constructionist Movement in Modern Society. *American Psychologist* 40, 266-275
- ders. (1987): Toward Self as a Relationship. In: Yardley, K. & Honess, T. (eds.), *Self and Identity: Psychological Perspectives*, 53-63. Chichester: Wiley
- ders. (1991): The Saturated Self: Dilemmas of Identity in Contemporary Life. New York: Basic Books
- ders. & Gergen, Mary M. (1983): Narratives of Self. In: Sarbin, T. R. & Scheibe, K. E. (eds.), *Studies in Social Identity*, 254-273. New York: Praeger
- dies. (1986): Narrative Form and the Construction of Psychological Science. In: Sarbin, T. R. (ed.), *Narrative Psychology: The Storied Nature of Human Conduct*, 269-288. New York: Praeger
- Gilligan, Carol (1988): *Die andere Stimme*. München: Piper
- v. Glasersfeld, Ernst (1984): Einführung in den Radikalen Konstruktivismus. In: Watzlawick, P. (Hg.), *Die erfundene Wirklichkeit*, 16-38. München: Piper
- ders. (1985): Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität. In: Carl von Siemens Stiftung (Hg.), *Einführung in den Konstruktivismus*, 1-26. München: Oldenbourg
- Goolishian, Harold (1991): Ein Ausgangspunkt für Konversation. In: Reiter, L. & Ahlers, C. (Hg.), *Systemi-*

- ches Denken und therapeutischer Prozeß, 11-22. Berlin, Heidelberg: Springer
- Grace, George W. (1987): *The Linguistic Construction of Reality*. Beckenham: Croom Helm
- Groeben, Norbert & Westmeyer, Hans (1975): *Kriterien psychologischer Forschung*. München: Juventa
- Harding, Sandra (1990): *Feministische Wissenschaftstheorie*. Hamburg: Argument
- Hejl, Peter M. (1991): *Fiktion und Wirklichkeitskonstruktion – Zum Unterschied zwischen Fiktionen im Recht und in der Literatur*. In: Watzlawick, P. & Krieg, P. (Hg.), *Das Auge des Betrachters*, 101-115. München: Piper
- Herrmann, Theo (1976): *Die Psychologie und ihre Forschungsprogramme*. Göttingen: Hogrefe
- Hildenbrand, Bruno (1990): *Geschichtenerzählen als Prozeß der Wirklichkeitskonstruktion in Familien*. System Familie 3, 227-236
- Hodge, Robert & Kress, Gunther (1988): *Social Semiotics*. Cambridge: Polity Press
- Hoffman, Lynn (1991): *Das Konstruieren von Realitäten: eine Kunst der Optik*. Familiendynamik 16, 207-225
- Howard, George S. (1991): *Culture Tales. A Narrative Approach to Thinking, Cross-Cultural Psychology and Psychotherapy*. American Psychologist 46, 187-197
- Israel, Joachim (1990): *Sprache und Erkenntnis. Zur logischen Tiefenstruktur der Alltagssprache*. Frankfurt/M., New York: Campus
- Jameson, Fredric (1984): *Preface to J.-F. Lyotard, The Postmodern Condition*. Minneapolis: University of Minnesota Press
- Keupp, Heiner (1988): *Risikante Chancen. Das Subjekt zwischen Psychokultur und Selbstorganisation*. Heidelberg: Asanger
- Kimmerle, Heinz (1988): *Derrida zur Einführung*. Hamburg: Junius
- v. Krogh, Georg, Ros, Johan & Slocum, Ken (1994): *An Essay on Corporate Epistemology*. Erscheint in: *Strategic Management Journal*, Sonderheft *The Search for a New Strategy Paradigm*
- Langellier, Kristin M. & Peterson, Eric E. (1993): *Family Storytelling as a Strategy of Social Control*. In: Mumby, D. K. (ed.), *Narrative and Social Control: Critical Perspectives*, 49-76. Annual Review of Communication Research, Newbury Park: SAGE
- LeVine, Robert A. (1984): *Properties of Culture: An Ethnographic View*. In: Shweder, R. A. & LeVine, R. A. (eds.), *Culture Theory: Essays in Mind, Theory and Emotion*, 67-87. Cambridge: Cambridge Univ. Press
- Lyotard, Jean-François (1986): *Das postmoderne Wissen: ein Bericht*. Graz, Wien: Böhlau Nachf.
- Mair, M. (1988): *Psychology as Storytelling*. International Journal of Personal Construct Psychology 1, 125-138
- Maturana, Humberto & Varela, Francisco (1987): *Der Baum der Erkenntnis: die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*. Bern: Scherz
- McAdams, D. (1985): *Power, Intimacy, and the Life Story*. Homewood, Ill.: Dorsey Press
- Miller, Gale & de Shazer, Steve (1991): *Jenseits von Beschwerden: Ein Entwurf der Kurztherapie*. In: Reiter, L. & Ahlers, C. (Hg.), *Systemisches Denken und therapeutischer Prozess*, 11-22. Berlin u. a.: Springer
- Mumby, Dennis K. (1993): *Introduction: Narrative and Social Control*. In: ders. (ed.), *Narrative and Social Control: Critical Perspectives*, 1-14. Annual Review of Communication Research, Newbury Park: SAGE
- Neuberger, Oswald & Kompa, Ain (1987): *Wir, die Firma*. Weinheim, Basel: Beltz
- Neuhauser, Peg (1993): *Corporate Legends & Lore. The Power of Storytelling as a Management Tool*. New York: McGraw-Hill
- Polkinghorne, Donald P. (1988): *Narrative Knowing and the Social Sciences*. Albany, NY: SUNY Press
- Rorty, Richard (1979): *Philosophy and the Mirror of Nature*. Princeton: Princeton University Press
- Sampson, Edward E. (1989): *The Deconstruction of the Self*. In: Shotter, J. & Gergen, K. J. (eds.), *Texts of Identity*, 1-19. London u. a.: SAGE
- Sarbin, Theodore R. (1986): *The Narrative as a Root Metaphor for Psychology*. In: ders. (ed.), *Narrative Psychology – The Storied Nature of Human Conduct*, 3-21. New York: Praeger
- de Saussure, Ferdinand (1967): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin: de Gruyter
- Schein, Edgar (1985): *Organizational Culture and Leadership: A Dynamic View*. San Francisco: Jossey-Bass
- Shweder, Richard A. (1991): *Thinking Through Cultures: Expeditions in Cultural Psychology*. Cambridge u. a.: Harvard University Press
- Slutzki, Carlos, E. (1992): *Die therapeutische Transformation von Erzählungen*. Familiendynamik 17, 19-38
- Smircich, Linda (1983): *Concepts of Culture and Organizational Analysis*. Administrative Science Quarterly 28, 339-358
- Spence, Donald P. (1982): *The Freudian Metaphor: Toward Paradigm Change in Psychoanalysis*. New York, London: W. W. Norton & Co
- Spence, Donald P. (1986): *Narrative Smoothing and Clinical Wisdom*. In: Sarbin, T. R. (ed.) *Narrative Psychology*, 211-232. New York: Praeger
- Straub, Jürgen (1993): *Zeit, Erzählung, Interpretation. Zur Konstruktion und Analyse von Erzähltexten in der narrativen Biographieforschung*. In: Röckelein, H. (Hg.), *Biographie als Geschichte: Möglichkeiten und Grenzen der posthistorischen Biographieforschung*. Tübingen: Edition Discord
- Vaassen, Bernd (1994): *Die narrative Gestalt(ung) der Wirklichkeit*. Erscheint in: *Wissenschaftstheorie, Wissenschaft und Philosophie*, hg. v. S. J. Schmidt. Wiesbaden: Vieweg
- Watzlawick, Paul (1984): *Die erfundene Wirklichkeit*. München: Piper
- Witten, Marsha (1993): *Narrative and the culture of Obedience at the Workplace*. In: Mumby, D. K. (ed.), *Narrative and Social Control: Critical Perspectives*, 97-120. Annual Review of Communication Research, Newbury Park: SAGE
- Wittgenstein, Ludwig (1977): *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp